

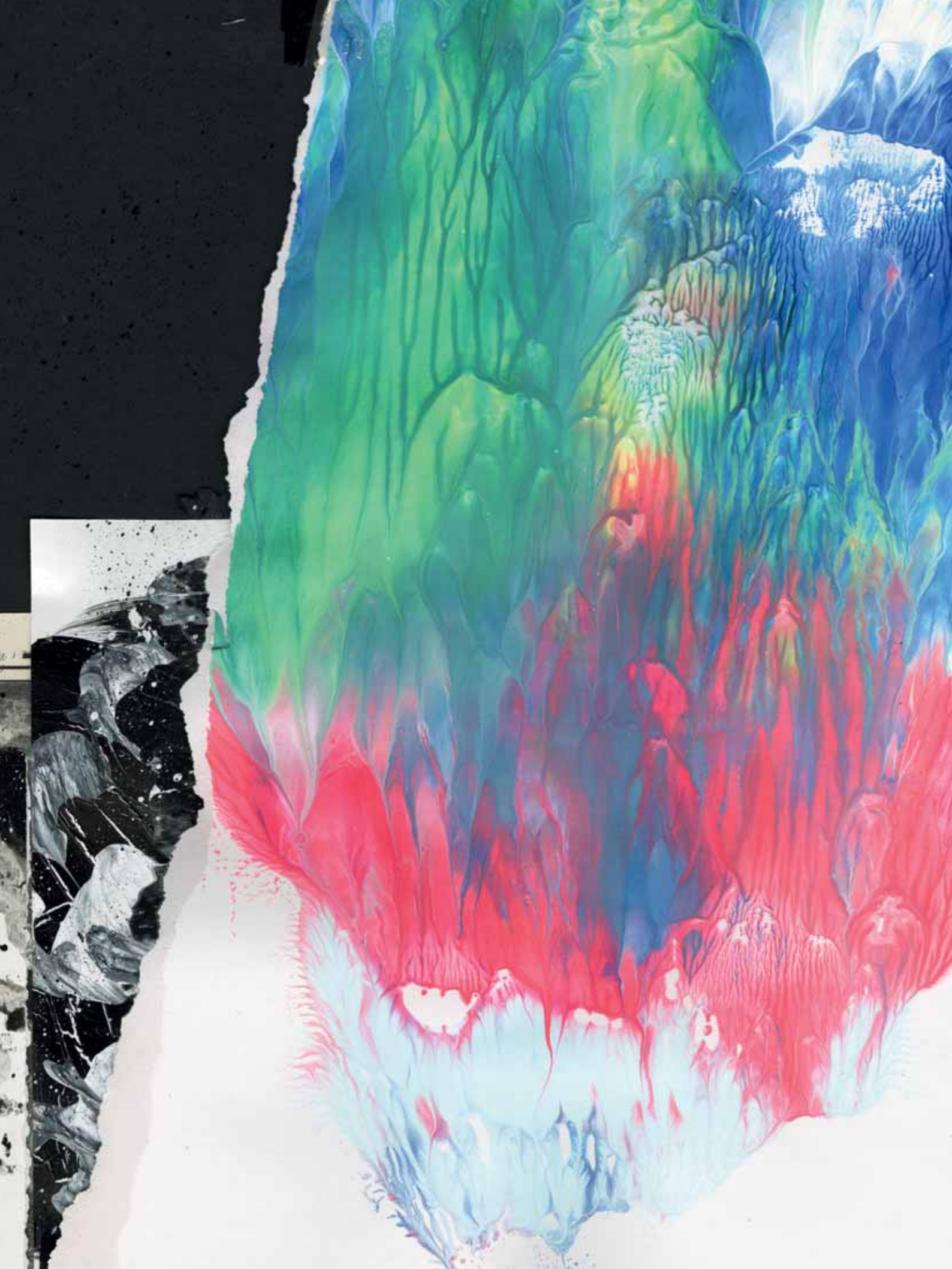
HABEN VS. SEIN

WENIGER HABEN UND MEHR SEIN

Besitz macht nicht glücklich. Dennoch giert alle Welt danach.
Wir haben einen Vorschlag für einen Ausweg.

TEXT: TOBIAS HÜRTER UND THOMAS VAŠEK;
ILLUSTRATION: MICHAEL CINA







Stellen wir uns vor, die Wunschfee kommt auf die Erde. Sie besucht alle sieben Milliarden Menschen, und alle dürfen einen Wunsch äußern. Sofern er logisch konsistent ist, wird die Fee diesen Wunsch erfüllen. Sie hat übernatürliche Kräfte, die Grenzen der Physik gelten nicht für sie. Welchen Wunsch wird sie am häufigsten hören?

Es gibt keine repräsentativen Erhebungen zu dieser Frage. Aber es drängt sich auf, die Antwort zu raten: »Viel, viel Geld!« Die allermeisten Menschen würden diesen Wunsch zumindest in Betracht ziehen. Man darf sogar vermuten, dass der Geldwunsch über die ganzen letzten Jahrhunderte und Jahrtausende der Favorit gewesen wäre.

Wenn diese Vermutungen stimmen, sollten sie Philosophen und anderen klugen Leuten zu denken geben. Seit vorsokratischen Zeiten predigen sie, dass im Materiellen nicht der Weg zum Glück liegt. Werft die Last des Besitzes ab, wendet euch dem Guten, Wahren, Ewigen zu!

In wenigem sind sich Philosophen und Weltreligionen so einig wie in diesem Appell. Warum nur bleibt er so hartnäckig ungehört – warum sind wir nicht alle überzeugte Besitzlose? Und welchen Wunsch sollte man besser an die Fee herantragen, sollte sie tatsächlich einmal auftauchen?

er Wunsch, zu besitzen, ist ein Trieb, den die Evolution tief im Menschen verwurzelt hat, ganz ähnlich wie die Triebe zur Fortpflanzung und zur Nahrungsaufnahme. Auch einfache Tiere kennen eine »Jemeinigkeit«, die Vorform des Eigentums. Sie verteidigen ihr Revier und versuchen, es auszuweiten, auch mit Gewalt, sie horten ihre Nahrungsvorräte. Es gehört zum Prozess der Zivilisation – des einzelnen Menschen und unserer ganzen Gattung –, den Sex und das Essen zu »managen«: beides weder ganz zu unterdrücken, noch sich ihnen hemmungslos hinzugeben, sondern sie in wohlgewähltem Maß auszuleben. Die Gefahren sind allgemein bekannt, niemand will zum Sexjunkie oder zum Fettwanst verkommen. Es braucht keine Philosophen, um davor zu warnen.

Beim Haben verhält es sich anders. Kann man zu viel haben? Was könnte das schon schaden? Jedenfalls schadet es nicht der gesellschaftlichen Anerkennung. Verfressene oder sexuell promiskuitive Menschen genießen nicht gerade Hochachtung. Aber es gilt: je reicher, desto besser.

»Das Sein ist wichtiger!«, sagen seit jeher die klugen Leute. »Das Haben gilt mehr!«, schallt es aus der wirklichen Welt zurück. Um diesen Widerspruch zu lösen, ist zunächst zu fragen: Was bedeutet Sein, und was bedeutet Haben, und woher kommen diese Bedeutungen?

Das Primat des Seins vor dem Haben wird schon deutlich in der Kategorienschrift von Aristoteles. Darin versuchte »der Philosoph«, wie er im Mittelalter genannt wurde, Ordnung in die Grundbegriffe unseres Denkens zu bringen. Er listete zehn »Kategorien« auf – und an Platz eins setzte er das Sein. Erst an achter Stelle – nach Quantität, Qualität, Relation, Wo, Wann und

Lage – kam das Haben. Man darf diese Reihenfolge durchaus wertend verstehen. Das Sein ist maßgeblich für das Wesen der Welt. Das Haben, na ja, immerhin auch ein Grundbegriff, aber ein nachrangiger. Aristoteles' Fachkollegen der nächsten Jahrtausende verstanden es auch wertend. Die Lehre vom Sein ist ein bedeutender Zweig der Philosophie – unter dem Namen Metaphysik, der auf Aristoteles selbst zurückgeht, und unter dem Namen Ontologie (wörtlich: Seinslehre), den Martin Heidegger im 20. Jahrhundert prägte. Eine Habenslehre dagegen, einen Zweig der Philosophie, der sich mit dem Haben beschäftigt, gibt es nicht.

Sokrates lebte vor, was die Verachtung des Habens bedeutet. Ihm war alles Weltliche in seinem Dasein lästig, er freute sich auf das reine Sein der Seele – auf den Tod, so wie er ihn verstand. Er war überzeugt, mit dem Tod dem Gefängnis seines Körpers zu entkommen und als reine Seele ins Reich der Ideen einzugehen. Daher nahm er freudig den Schierlingsbecher, den seine Richter ihm reichten. Er starb für seine Lehre. Darin traf er sich mit Jesus von Nazareth, dem Begründer des Christentums. Immer wieder erzählen die Evangelisten Geschichten von Jesus, in denen er den Verlockungen des weltlichen Besitzes entsagt. Mit »Weg mit dir, Satan!« verscheucht er den Teufel, der ihn mit allen Reichtümern der Welt zu bestechen versucht.

DIE RADIKALITÄT, MIT DER DAS CHRISTENTUM

ursprünglich das Sein gegenüber dem Haben vorzog, ist kaum zu überschätzen. Es ging Jesus nicht nur um die Loslösung von dem, was ein Mensch an Dingen hat. Sondern auch darum, was ein Mensch getan hat – also um sein Haben in einem viel weiteren Sinn. Es kommt nicht darauf an, was du getan hast, sagte Jesus, es kommt darauf an, wie du dazu stehst. Nicht darauf, dass du gesündigt hast, sondern dass du deine Sünden aufrichtig bereust. Diesen vergebenden Umgang mit Sünden kannte bereits das Judentum, das zu Jesus' Zeiten Palästina beherrschte. »Kehret zu mir zurück, und ich will zu euch zurückkehren«, steht im Buch Maleachi, dem letzten Buch des Alten Testaments.

Jesus lehrte seine Jünger, dem Haben zu entsagen: »Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich«, lautet die erste Seligpreisung seiner Bergpredigt, die viele Theologen für den Kern seiner Lehre halten. Dabei meinte Jesus nicht nur die materiell Armen. In der Bedeutung des Ursprungstexts sind es die »geistig Armen«. Jesus preist also jene, die alles materielle und immaterielle Haben loslassen und so vor Gott treten, wie sie sind. Jesus war Sozialist, noch viel radikaler als Marx, Engels und Lenin. Er forderte von seinen

LIEBE HAT MAN NICHT, MAN HAT ALLENFALLS SEX. MAN ERLEBT LIEBE.

Jüngern den Verzicht auf eigene Rechte, eigene Vorteile – sogar eigene Urteile. Das pure, vom Haben befreite Sein: Das war für Jesus die Liebe. Liebe hat man nicht, man hat allenfalls Sex. Man erlebt Liebe. Man ist Liebe.

Das Christentum eroberte die Welt, es prägte unsere Kultur durch und durch. Nicht aber die Entsagung, die Jesus predigte. Ein paar Mönche mögen ihm darin nachleben, aber die Mehrheit der Menschheit ist ungebremst in ihrem Besitzstreben. Auch die Hüterin seiner Lehre, die katholische Kirche, ist nicht gerade für Bescheidenheit bekannt.

Die Dissonanz ist geradezu schreiend laut, wenn man einmal auf sie aufmerksam geworden ist. Doch die Philosophen schenkten ihr wenig Beachtung – bis der deutsch-amerikanische Philosoph und Psychoanalytiker Erich Fromm (1900–1980) sie zum Thema seines Buchs »Haben oder Sein« machte. Es erschien 1976, also in einer Zeit, in der die wachstumsorientierte Ordnung der westlichen Welt erstmals an Grenzen stieß – in der Zeit der Konfrontation der Machtblöcke, der atomaren Aufrüstung und des erwachenden Umweltbewusstseins.

Fromm sah hinter den Verben »haben« und »sein« zwei grundlegend verschiedene Existenzweisen des Menschen: »Zwei verschiedene Arten der Orientierung sich selbst und der Welt gegenüber, zwei verschiedene Arten der Charakterstruktur, deren jeweilige Dominanz die Totalität dessen bestimmt, was ein Mensch denkt, fühlt und handelt.«

Folgt man Fromm, gibt es also zwei Typen von Menschen: die Habenden und die Seienden. Und Fromm ließ keinen Zweifel daran, welcher Menschentyp derzeit die Welt beherrscht: die Habenden. Also die Falschen. Haben ist starr und tot, es gebiert nichts Neues. Sein ist lebendig.

Wir leben in einer Welt des Konsums, sagt Fromm, die dem Habenwollen verfallen ist: »Der Konsument ist der ewige

>

»ZU DEM, WAS EINER HAT, HABE ICH FRAU UND KINDER NICHT GERECHNET; DA ER VON DIESEN VIELMEHR GEHABT WIRD.«

ARTHUR SCHOPENHAUER

Säugling, der nach der Flasche schreit.« Die Gesellschaft duldet diese Hemmungslosigkeit und fördert sie sogar, weil sie im Unterschied zu pathologischen Phänomenen wie Alkoholismus oder Drogenabhängigkeit das ökonomische System in Bewegung hält: »Es scheint fast, als werteten wir diese (*Anm. d. Red.: pathologischen Phänomene*) deshalb ab, weil ihre Wirkung die Betroffenen daran hindert, ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen zu erfüllen.« Konsumieren dagegen steht hoch im Wert. »Autos, Fernsehen, Reisen und Sex« nennt Fromm als die Hauptobjekte des heutigen Konsumzwangs. »Der moderne Konsument könnte sich mit der Formel identifizieren: Ich bin, was ich habe und was ich konsumiere.«

DA LÄUFT ETWAS SCHIEF, WAR FROMM überzeugt, die Menschheit rutscht immer tiefer in die Habgier und damit in den Egoismus und Hedonismus. Fromm forderte daher eine Neuorientierung hin zu einer Gesellschaft des wahren Humanismus: in der »die Produktion den wahren Bedürfnissen des Menschen und nicht den Erfordernissen der Wirtschaft zu dienen habe«. In der das oberste Ziel »das menschliche Wohlsein« ist und nicht die Maximierung von Konsum und Gewinn. Kurz: eine Gesellschaft, die sich nicht am Haben, sondern am Sein der Menschen orientiert. Ein soziales Leitbild, das seine Existenzweise des Seins verwirklichen könnte, fand Erich Fromm beim frühen Karl Marx, der nach Gesellschaftsformen ohne Privatbesitz suchte.

Es wird kaum jemanden geben, der Fromms Plädoyer für humanere Werte nicht teilt. Doch es stellt sich die Frage: Stimmt auch der Weg, den er dorthin weist? Es lohnt sich, ihn zu prüfen, bevor man all sein Habe loslässt.

Ganz ohne Haben geht es ohnehin nicht, und es ist auch nicht erstrebenswert, möglichst wenig zu haben. Sein ist gut, Haben ist schlecht – so einfach ist die Sache nicht. Es kommt darauf an, wie man hat, und wie man ist. In seiner Verfrevelung des Habens beging Fromm gerade jenen Fehler, den er anderen vorwarf: Er dachte zu sehr an den Besitz. Aber Haben kann viel mehr bedeuten. Ein Mensch kann Esprit haben oder

Kopfschmerzen, er kann eine Idee oder eine Vergangenheit haben, er kann Fahrunterricht, keine Zeit oder noch ein Bier haben – ohne irgendetwas davon zu besitzen.

Fromms Fehler ist insofern verzeihlich, als ihn auch andere begehen. Im aktuellen Duden-Wörterbuch beschäftigt sich der Eintrag zum unregelmäßigen Verb »haben« zuerst ausführlich mit den Bedeutungen »(als Eigentum o. Ä.) besitzen« und »sein Eigen nennen«. Als Beispiele listet es etwa neben »ein Auto haben« und »viele Bücher haben« auch »eine nette Frau haben« auf – eine unzulässige Vermischung. »Eine Frau haben« bedeutet keineswegs »eine Frau besitzen«. Das wusste schon Arthur Schopenhauer (1788–1860): »Zu dem, was einer hat, habe ich Frau und Kinder nicht gerechnet; da er von diesen vielmehr gehabt wird.«

Das gewaltige Grimm'sche Wörterbuch, dessen 32 Bände von 1854 bis 1961 erschienen, hingegen begeht den Fehler von Fromm und Duden nicht. Sein ausführlicher Eintrag zum Verb »haben«, verfasst um das Jahr 1870 von Moritz Heyne, geht von der »eigentlichen Grundbedeutung« des Wortes aus: »halten, fassen, umfassen«. Erst viel weiter hinten, in Abschnitt II 3, kommt er zur Bedeutung »zu eigen haben, im Besitze haben«, mit den Beispielen »Geld/ein großes Haus in der Residenz/ ein hübsches Vermögen haben«. Keine Rede von einer Frau.

Der deutsche Sprachwissenschaftler Harald Weinrich hat sich das Haben neu vorgenommen und ein Buch darüber geschrieben: »Über das Haben«, erschienen im Jahr 2012.

Darin geht Weinrich dem Haben mit den Mitteln seiner Disziplin auf den Grund, er verfolgt dessen Bedeutung bis in andere Sprachen und bis in die Antike. Wenn wir heute sagen: »Ich habe einen Freund«, dann hätte ein Römer gesagt: »*Mihi amicus est*«. Also wörtlich übersetzt »ein Freund ist mir«. Ein Römer wäre also schon dank seiner Sprache weniger in der Gefahr gewesen, daran zu denken, dass er den Freund besitze. Wenn wir sagen: »Wir haben Gäste«, dann würden Sprecher anderer Sprachen sagen »Uns sind Gäste« oder »Wir sind gerade Gastgeber« – also gar nicht vom Haben sprechen, sondern vom Sein.

Die Schwierigkeiten, die das Haben Fromm und heute anderen macht, rühren auch aus den Eigenheiten der Sprache, vermutet Weinrich. Genauer daraus, dass das Verb *haben* so zahlreiche disparate Bedeutungen in sich vereint. Die Essenz, die er aus all diesen Bedeutungen zieht, ist der Kern des Habens: Ich habe etwas, wenn es mir zugehörig ist. Besitz ist nur eine von vielen Arten der Zugehörigkeit. Es kann auch zeitliche Zugehörigkeit (»Ich habe gegessen«) oder rein passive Zugehörigkeit (»Ich habe einen Infekt«) sein.

WEINRICHS ANALYSE DES HABENS ZEIGT, dass die Trennung zwischen Haben und Sein sich nicht so klar bestimmen lässt, wie Erich Fromm es versuchte. Zwischen beiden Existenzweisen besteht eine Beziehung. Was wir haben oder besitzen, das prägt und verändert auch unser Sein. Die Grenze zwischen dem, was »meins« ist, mir also nur gehört, und dem, was »ich bin«, sei schwer zu ziehen, meinte der amerikanische Philosoph und Psychologe William James (1842–1910). Manche Dinge, die wir eigentlich nur besitzen, halten wir für einen Teil von uns selbst. Das kann ein Job sein, eine bestimmte Reputation, die Bibliothek oder eine Kunstsammlung. Solche Besitztümer können derart eng mit unserer Identität zusammenhängen, dass wir uns verletzt, ja amputiert fühlen, wenn man sie uns wegnimmt.

Für den Bücherliebhaber bedeutet der Verlust seiner Bibliothek, die er über sein ganzes Leben aufgebaut hat, nicht einfach nur, dass er Besitz verliert. Es ist vielmehr eine existenzielle Katastrophe, nämlich der Verlust von Dingen, die seine geistige Entwicklung geprägt und begleitet haben. Und so folgert James: »Im weitesten Sinn ist das Selbst eines Menschen die Summe von all dem, was er »seins« nennt, nicht nur sein Körper und seine geistigen Fähigkeiten, sondern auch seine Kleider und sein Haus, seine Frau und Kinder, seine Vorfahren und Freunde, seine Reputation und seine Arbeit, sein Land, seine Pferde, seine Yacht und sein Bankkonto.« Der französische Vordenker des Existenzialismus Jean-Paul Sartre (1905–1980) brachte es in seinem Riesenwerk »Das Sein und das Nichts« >

BEGRIFF

HABEN

Das Verb »haben« gehört zum Urgestein der deutschen Sprache. Schon im Althochdeutschen hieß es »haben«. Ursprünglich war seine Bedeutung ganz handgreiflich: fassen, packen. Das lateinische »habere« entspricht eher dem deutschen »halten« in seiner Bedeutungsvielfalt: eine Rede halten, jemanden für blöd halten, sich ver-halten, eine Versammlung abhalten. Das deutsche »haben« hingegen hat heute zwei Hauptbedeutungen: zum einen »besitzen« oder »zu eigen haben«; zum anderen als Hilfsverb bei der Perfektbildung: »geschlafen haben«. Diese zwei Bedeutungen sind dabei nicht so unabhängig voneinander, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Wenn ich geschlafen habe, dann ist mir sozusagen »geschlafen« zu eigen. Bemerkenswert ist, dass im Deutschen auch »sein« als Hilfsverb zur Perfektbildung dient – ein weiteres Indiz dafür, dass Haben und Sein keine strikten Gegensätze sind.

LEKTÜRE

Erich Fromm
HABEN ODER SEIN
dtv, 2010

*In seinem neben der »Kunst des Liebens«
bedeutendsten Werk entwickelt
der Sozialpsychologe Erich Fromm den
Gegensatz zwischen den
Existenzweisen Haben und Sein.*



Erich Fromm
VOM HABEN ZUM SEIN
Ullstein Verlag, 2005

*Dieser Band, der nach Fromms Tod
erschien, ist nicht etwa eine Ergänzung
zu »Haben oder Sein«, sondern der weit
darüber hinausgehende Versuch einer
Synthese beider.*



Harald Weinrich
ÜBER DAS HABEN
C. H. Beck, 2012

*Das Haben wurde von der Forschung
bisher zu leicht genommen, findet
der Schriftsteller und Linguist Weinrich
und bietet 33 unterschiedliche Ansätze,
sich dem Haben neu zu nähern –
ausgehend von Aristoteles
und Kant, Schopenhauer und Heidegger,
Goethe und Mann.*

auf den Punkt: »Ich bin, was ich habe.« (*Je suis ce que j'ai.*) Auf die Frage »Was bist du?« antworten wir meist mit unserem Job, obwohl wir den Job eigentlich nur »haben«. Aber der Beruf formt uns und bildet eben unsere Identität. Er gehört zu unserem »Sein«. Genauso »besitzt« man nicht einfach nur einen Facebook-Account. Der Facebook-Account gehört zu unserem Selbst – für jene von uns zumindest, die ihn intensiv nutzen. William James hätte ihn wohl zu unserem »sozialen Selbst« hinzugerechnet, unter dem er die Anerkennung durch andere verstand.

Das Haben wird zum Sein, wie genau funktioniert das? Eine Antwort kann man bei Harry Frankfurt finden, dem großen Philosophen aus Princeton. Ihm zufolge definieren wir uns über Dinge, die uns wichtig sind. Das sind Dinge, um die wir uns »sorgen«, um die wir uns also in besonderer Weise kümmern. Das können aber auch Dinge sein, die wir besitzen – unsere Schallplattensammlung, unsere Bücher, ein Familienerbstück oder Ähnliches. Es kommt jedoch darauf an, diese Dinge nicht nur zu haben, sondern sie wirklich wichtig zu nehmen – und dadurch gleichsam ins eigene Selbst zu integrieren. Jemand könnte eine kostbare Bibliothek zu Hause stehen haben. Aber wenn ihm die Bücher gar nichts bedeuten, wenn er sich also nicht um sie »sorgt«, dann bleiben sie bloßer Besitz. Insofern ist es merkwürdig, wenn »wohlhabende« Menschen von sich sagen, dass ihnen materieller Besitz eigentlich nichts bedeute. Es heißt im Grunde, dass sie ihrem Haben entfremdet sind.

Ein Haben, das uns wirklich wichtig ist, gehört auch zu unserem Sein. Es kommt auf die Einstellung an, die wir gegenüber dem Haben entwickeln. »Meins« ist das, was ich zu »meinem« gemacht habe, womit ich mich also identifizieren kann. Es ist all dasjenige, das ich nie hergäbe – und dessen Verlust mich ernsthaft schmerzen würde. Was ich besitze, kann mir äußerlich und letztlich fremd sein. Sicherlich »bin« ich nicht der Inhalt meiner Geldbörse. Aber es gibt Dinge, die nicht bloß »mir«, sondern »zu mir« gehören, etwa weil sie mir im Laufe der Zeit zugewachsen sind, weil ich besondere Anstrengungen und Mühe in sie investiert habe – weil ich mich eben besonders um sie »sorge«.

Ein Haben, dem es nur aufs Haben ankommt, bleibt ganz in sich gefangen: ein bloßes Haben und nichts weiter. Dann sind wir im Heidegger'schen Sinne in einem Modus der Uneigentlichkeit, wir sind nicht wahrhaft wir selbst. Ein Haben hingegen, um das wir uns ernsthaft sorgen, dem wir also einen Sinn geben, ist auch ein Sein. Insofern kann man auch von einem Sein-Haben oder einem Haben-Sein sprechen. Was ich bin, das

IM SCHÖNEN WORT »HABSELIGKEITEN« ZEIGT SICH DIE GELUNGENE SYNTHESE VON HABEN UND SEIN.

habe ich in gewissem Sinne auch. Und was ich »habe«, das »bin« ich, sofern ich mich um das Haben Sorge. Diese Sorge bedeutet aber auch, Verantwortung zu übernehmen. Und diese Verantwortung hat immer eine soziale Dimension, nämlich letztlich gegenüber den Nicht-Habenden. Wenn mein Haben auf Ungerechtigkeit, auf Ausbeutung oder Diebstahl gründet, dann ist es eben nicht »meins«, es gehört eigentlich einem anderen. Nach Marx ist deshalb nicht nur der Arbeiter entfremdet, sondern auch der Kapitalist, dessen Besitz auf der Arbeit anderer beruht.

Mehr Sein, weniger Haben: Das klingt nach einer attraktiven Ethik für eine Zeit des entfesselten Kapitalismus und der hemmungslosen Gier. Doch die Abwertung des Habens verkennt, dass wir letztlich nicht sein können, ohne etwas zu haben. Und sie ist ungerecht gegenüber den Nicht-Habenden. Denn wenn es auf den Besitz ohnehin nicht ankommt, lässt sich auch Armut rechtfertigen: Der Arme »hat« zwar nichts, aber dafür »ist« er umso mehr. Aber nicht jeder will leben wie einst der Kyniker Diogenes von Sinope, der sich von allen materiellen Bedürfnissen freizumachen versuchte und sogar in einer Tonne gehaust haben soll, um völlige Unabhängigkeit zu erreichen.

EINEN SOLCHEN »KYNISMUS« zu fordern, hat auch etwas Zynisches. Tatsächlich macht uns eher das Haben unabhängig als das Nichthaben. Wer etwa eine gute Ausbildung, einen guten Job und ein ordentliches Einkommen »hat«, der hat auch eher die Chance, sich in seinem »Sein« weiterzuentwickeln, als ein Hartz-IV-Empfänger. Ein solches Haben muss nicht notwendigerweise Besitz bedeuten. Es kann auch heißen, Zugang zu bestimmten Dingen zu haben – zu bestimmten Ressourcen, zu Ausbildung oder zum Internet.

Insofern bietet das »Haben« auch eine Chance auf ein besseres »Sein«. Die Abwertung des Habens versperrt daher den Weg zu einem guten, gelingenden Leben – und zu einer gerechteren Gesellschaft.

Auch Fromm revidierte später seine Schwarz-Weiß-Perspektive auf das Haben und das Sein. Neun Jahre nach seinem Tod, im Jahr 1989, erschien ein aus seinem Nachlass zusammengestelltes Buch mit dem Titel »Vom Haben zum Sein«,

das oft als bloßer Appendix zu »Haben oder Sein« gelesen wird. Tatsächlich aber distanziert Fromm sich darin von seiner einstigen Verteufelung des Habens. Nun unterscheidet er zwei Habensweisen: einerseits das »besitzorientierte« Haben, das er nach wie vor verurteilt; andererseits das »seinsorientierte« Haben, das den Habenden auf dem Weg, den Fromm ihm weisen will, durchaus voranbringt. So wie vielleicht das Buch aus dem eigenen Regal, das einem die Augen für das Gute und Schöne öffnet. Das besitzorientierte Haben ist das bloße Horten – das sollte man lassen, wenn man Mensch sein will.

So wie Bill Gates und einige andere Milliardäre, die im Jahr 2010 die Hälfte ihrer Vermögen für humanitäre Zwecke gaben – und so gut wie nichts davon bemerkten. Sie konnten ihren Luxuslebensstil genauso weiterführen. Nur ein paar Kennzahlen ihrer Bankkonten hatten sich geändert. Geldbesitz, der nichts mehr hinzufügt, ist zweifellos besitzorientiertes Haben im Sinne Fromms.

Die gute Synthese von Haben und Sein spiegelt sich in jenem Wort, das vor ein paar Jahren auf Initiative des Goethe-Instituts von 22000 Einsendern aus aller Welt zum »schönsten deutschen Wort« gewählt wurde: »Habseligkeiten«. Es ist auch deshalb ein schönes Wort, weil es die Brücke schlägt vom Haben zum Sein. Es bezeichnet etwas, das zu haben erstrebenswert ist, weil es selig macht. Seligkeit hat man nicht. Man ist selig. Habseligkeiten sind jene Dinge, die zu haben sich lohnt, weil sie das Sein verändern. Auf alles andere kann man verzichten.

Vielleicht wäre damit ja auch Jesus einverstanden. Vielleicht kann man die Liebe, die er predigte, als die höchste Form des Seins und der Zugehörigkeit verstehen. Als die höchste Habseligkeit. ■